

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22 $\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{1}{2}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Agenten.

Literatur des Auslandes.

N^o 91.

Berlin, Montag den 31. Juli

1837.

R u s s l a n d.

Die Aufführung der ersten Russischen Oper *).

Von dem Fürsten Elim Mettscherki.

Am 27. November vorigen Jahres ward ganz Petersburg durch ein schönes musikalisches Fest überrascht. Das herrliche neu eingerichtete Gebäude, unser „großes Theater“ **), hatte an jenem Abend seinen prachtvoll decorirten Schauspielsaal für Hof und Stadt eröffnet; die sieben Logen-Reihen waren mit den schönsten Frauen in brillanter Toilette gefüllt und strahlten im Glanze der Wachskerzen; der weiße, mit Vergoldungen reich verzierte Saal war in seinem neuen Gewande noch nicht von dem Publikum gesehen worden, und gleich in seinem einfachen, reinen, aber glänzenden Puzze einer Bestatin, die ihre Weiße als Priesterin erwartet. Und in der That sollten an jenem Abend Poesie und Musik den Tempel, der ihnen in der Hauptstadt Russlands errichtet worden, würdig einweihen.

Niemals hatten die Petersburger bis dahin einem solchen Feste beigewohnt. Sie waren heute eingeladen, etwas ganz Neues und Außerordentliches, eine von Kopf bis Fuß durch und durch echt Russische Oper aufzuführen zu hören; eine Oper, deren Gegenstand, Musik, Text, Verfasser und Komponist die Kinder des gemeinschaftlichen Vaterlandes, deren Held und Hauptpersonen aber Leute aus der niederen Klasse des Volkes waren.

Man muß nicht etwa glauben, daß Rußland bis jetzt gänzlich der National-Musik entbehrt habe; das Russische Volk hat im Gegentheil außerordentlich viel Sinn und Gefühl für diese edle Kunst; die Harmonie unserer Gesänge, von der Herr Fetis auch unter Anderem in seiner „Geschichte der Musik“ spricht, ist allgemein bekannt. Unsere Vorfahren, die Slaven, führten singend ihre Kriege, und in unseren Tagen geben die Soldaten in die Schlacht wie zum Konzert; ihre heiteren Refrains sind Muth einflößend und begeistern. Der gemeine Russe singt: er mag nun traurig oder heiter, glücklich oder unglücklich, bei der Arbeit oder beim Spiele, zu Lande oder zu Wasser seyn. Die National-Lieder sind lieblich, angenehm und mannigfaltig; ihre Melodien drücken bald Seufzer, harmonische Klagen der Liebe, der Erinnerung, des Bedauerns und Schmerzes, bald wieder die lauteste Freude, Trunkenheit und wilde Kühnheit aus. Auch sind mehrere Komponisten aus den höheren Klassen der Gesellschaft schon in jenes fruchtbare musikalische Feld, das ausschließlich den Männern mit Vätern und den Frauen im Katoschni ***)) gehört, herabgestiegen, haben dort wilde, frisch aufgeblühte Blumen gepflückt, sie mit geschickter Hand zu Kränzen gewunden und ihr schönes Talent damit geziert. Wie viele Idemata aus National-Gesängen sind, nachdem sie ein wenig modernisiert worden, auf der Bühne in Vaudevilles und kleinen Opern erschienen; wie viele findet man in Gestalt von Romanzen auf den Klavieren unserer eleganten Welt. Wer kennt in Rußland nicht die reizenden Compositionen des Grafen Wielhorsky, der Herren Werstorck, Zenitscha, Titof und Tolskoj, dieser Künstler, deren vorzüglichstes Verdienst darin besteht, daß sie den volkstümlichen Stil, den Charakter der Russischen Musik europäisiert haben, und deren Lieder vielleicht mit den Englischen, Französischen und Deutschen Productionen derselben Art rivalisiren können.

Indessen hatte es noch Keiner bis jetzt versucht, diese Volkslieder, so bedeutend sie auch immer seyn mögen, zu so großen, ja kolossalen Compositionen auszubehnen; noch Keinem war es gelungen, die Musik, die bei uns noch fast in der Kindheit stand, zu einem hohen Grade von Ausbildung zu erheben und wie mit einem Zauberschlage die Idylle in Ode und Epopöe zu verwandeln. Wer hätte es wohl erwartet, daß die Idylle der ländlichen Sackpfeife, dieses unbedeutenden monotonen Instrumentes, variirt, dramatisirt, modulirt und chromatisirt werden können; daß diese prosaische, bescheidene Pfeife in großen Arien, im Chor, Duett, Quartett und Recitativ, das seinen Italiänischen Ursprung unter einer Russischen Physiognomie verbirgt, auch eine nicht unbedeutende Rolle spielen dürfte? Und konnte man sich wohl vorstellen, daß die Balalaita, unsere einfache Mandoline, zu der Höhe und dem Umfang des Klarinetts gestimmt werden könne? daß sie zur Begleitung ernster, grandioser Gesänge sich vortrefflich eigne und also im großen

Orchester auch eine würdige Stelle einnehme? daß endlich das anspruchslose, bescheidene Nationallied seinen ländlichen Sarasam *) verlassen und ein glänzendes Hofkleid anlegen würde? — Dieses große Werk, das noch zu vollbringen blieb, hat unser junger Komponist, Michael Glinka, ruhmvoll und würdig vollendet.

Zunächst muß ich nun einige Worte über den Inhalt der Oper sagen. Der Text ist von dem Baron von Rosen, einem vortrefflichen Kritiker und sehr geachteten Dichter. Man weiß, wie schwerfällig und antipöetisch oft die Verse eines Singpiels sind, wie sie die Flügel des Komponisten lähmen und sich dem freien Ausschwingen seines Genies hemmend in den Weg legen. Wie unangenehm, ja störend ist es oft für ein gebildetes, kunstliebendes Publikum, wenn es in großen Opern schlechte, prosaische Verse mit anhören muß. Dem Libretto (Textbuche) der neuen Russischen Oper kann man diesen Fehler nicht vorwerfen. Der Inhalt des Dramas ist eigentlich sehr einfach; die Intrigue desselben durchaus nicht verwickelt, und obgleich noch mehr Abwechslung der scenischen Effekte, eine größere Mannigfaltigkeit in überraschenden, unerwarteten Situationen, vielleicht auch mehr Zusammenhang in dem Gang der Dichtung zu wünschen wäre, so sind doch viele wahrhaft poetische Stellen darin. Die Strophen und Verse des Gedichtes sind, wie die Musik Glinka's, echt Russisch und populair. — Wir wünschen dem Baron von Rosen Glück, daß er es so gut verstanden hat, in seinen Worten die Naivität, die rührende Einfachheit, das tiefe und reine Gefühl und primitive Kolorit unserer Volkspoesie beizubehalten; denn das ganze Gedicht trägt das Gepräge unserer Nationalität. Die Wahl des Sujets muß zu jedem Russischen Herzen sprechen; es muß in der Seele jedes wahren Patrioten, der sein Vaterland über Alles liebt, ein Echo finden. „Das Leben für den Zaren“ heißt bei uns so viel, wie „Das Leben für das Vaterland.“ Das ist die magische Formel, durch die Rußland auf das große Theater der Welt berufen worden ist. Möge sie mit Feuer-Buchstaben in dem Herzen, in dem Geiste eines jeden leben! — An dem Tage, wo das Russische Volk dieser heiligen Worte vergäße, würde es sich, gleich jenem Zauberebeling der Goetheschen Legende, in seinem eigenen ruchlosen Werke Tod und Untergang bereiten!

Der geschichtliche Inhalt der Oper ist folgender: Verrätherische Bojaren hatten den Thron der Zaren usurpirt; die Usurpation bedeckte ihre freche Stirn mit der Mütze Monomals **), sie verbarg ihre blutbesleckten Hände unter dem Hermelin der Kurtsk; Rußland war durch Kriege und Pest zerstückelt, durch Einfälle fremder Völker und innere Unruben zerstückelt worden; endlich rief man Labislans, den Fürsten von Polen, in Moskau zum Zaren aus, und Rußland sollte zu einer Polnischen Provinz werden. Aber die Vorsehung beschloß unser Vaterland, sie verbreitete über die Russische Aristokratie den Geist der Liebe, der Einigkeit und des Gemeinnes. Das Volk und die Großen des Reichs umarmten sich als Brüder. Minin, der Schlichter von Nischnij, Fürst Pojarski, Daniel und Abraham Paligin hoben das blutende Rußland auf ihren heroischen Armen empor und trugen es halb ohnmächtig mitten durch die Leichname der Polen hindurch nach dem Kreml; dort verband es seine Wunden und stimmte in der großen Kathedrale die Hymne seiner Befreiung an. Auch die Russischen Bojaren schien jetzt ein neuer Geist zu befeelen; sie zeigten erhabenen Patriotismus und hohe Selbsterleugnung; ihr Stolz hatte das Vaterland ins Verderben gestürzt, ihre christliche Demuth rettete es wieder. Sie versammelten einen Rath und im Verein mit den drei anderen Ständen des Reichs, mit der Geistlichkeit und den Deputirten der Städte, zerriß sie mit eigenen Händen die aristokratischen Privilegien, die unter dem falschen Demetrius bewilligt und dem schwachen Schruiski entrißen worden waren. Auf der Rathversammlung der Bojaren ward das Niefenscepter der Russischen Zaren einem jungen Manne, der kaum den Knabenjahren entwachsen, übergeben und derselbe als unumschränkter Gebieter des weiten Russischen Reichs proklamirt. Dieses Kind war Michael Romanoff, ein Abkömmling der weiblichen Linie des Hauses Kurik. Michael war nicht bloß ein neuer Regent, der einen erledigten Thron bestieg, er war der junge Baum des politischen Lebens, der in den dürren Russischen Erdboden gepflanzt wurde: Michael war Peter der Große, war Katharina II., war Alexander; ihm verdanken wir Alles, was wir sind, und was wir in der Zukunft seyn werden!

Während das Königskind, von seiner großen Bestimmung noch nichts ahnend, mit seiner Mutter auf einem seiner Landgüter bei Kostroma zurückgezogen lebte und Gott es in ihrer Einsamkeit, wie

*) „Unser Leben für den Zaren“. Musik von Michael Glinka.
**) St. Petersburg hat vier Theater: das große Theater, das Alexandrinen-Theater, das Michael-Theater und das Kamennoi-Ditrov-Theater. In den drei ersteren spielen abwechselnd Russische, Deutsche oder Französische Schauspieler; das letzte ist nur im Sommer eröffnet und allein für die Französische Truppe bestimmt.

***) Kopfzug der Russischen Bäuerinnen.

*) Die Kleidung der Russischen Bäuerinnen. Die Hordamen haben sich diese Tracht für Gala-Tage anaenommen.

**) Die Krone Wladimir Monomals.

einst den Knaben Joa's in seinem Tempel, beschützte, verwüsten Polnische Marodeurs, die aus Moskau geflüchtet waren, das Land. Eine Abtheilung derselben drang bis in die Nähe von Dominno, dem Erbgute der Romanoff, vor; sie suchten Michael, um ihn zu ermorden; aber glücklicherweise kannten sie den Weg nicht und gingen irre. Endlich begegnete ihnen ein Greis, der Bauer Joan Sussanin, Leibeigener der Romanoff; sie fragen ihn, welchen Weg man nehmen müsse, um nach Dominno zu kommen, und Joan erbietet sich, sie dahin zu führen. Sussanin war Russe, er liebte Gott, sein Vaterland und seinen Gebieter mehr als sein Leben; sein Entschluß war gefaßt. Er läßt heimlich die Mutter und das Kind von der Gefahr, die ihnen droht, benachrichtigen und sagt dann ein letztes trauriges Lebewohl seiner Familie, die er freiwillig verläßt, um seine Pflichten gegen eine größere, gegen ganz Rußland, zu erfüllen. Sussanin führt die Polen weit ab von Dominno nach der entgegengesetzten Richtung hin, bis sie sich in undurchdringliche Waldungen verirrt haben. Da erst bemerken sie, welche Schlinge ihnen gelegt worden: der edle Greis wird mit Fäßen getreten, gemartert, gepeinigt; aber keine Qual der Hölle kann seiner patriotischen Brust das Geheimniß, das sie verbirgt, das Palladium Rußlands, entreißen. Sussanin stirbt; er opfert sein Leben für den Zaren; der junge Fürst geht nach Moskau, um dort sein Haupt mit der Kaiserkrone zu schmücken, und der alte Bauer empfängt im Himmel die Strahlenkrone der Märtyrer.

Diese Episode aus dem erhabensten Drama der Russischen Geschichte hat der Baron von Rosen zum Sujet seines Textes gemacht. (Schluß folgt.)

I t a l i e n.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Literatur in Italien.

(Schluß.)

Demnächst dürfte es wohl nöthig seyn, mit ästhetischer Bedachtsamkeit die Einmischung der Religion und Philosophie zu mäßigen, die, nach der Bewegung des verflohenen Zeitalters, in dem gegenwärtigen zu Hülfstruppen der Literatur aufgerufen worden waren, und die damit endeten, dieser sich zu bemächtigen und sie zu beherrschen. Denn wenn auch die Religion gewiß eine erhabene und reiche Quelle der Poesie ist, so ist sie doch nicht deren einzige; und wenn es zuverlässig ist, daß von ihr hohe Begeisterung, glänzende Bilder, Empfindungen, an deren Höhe die Menschen niemals hinreichen, ausgehen, so ist es doch eben so zuverlässig, daß auch die ganze Natur, und die Moral insbesondere, wunderbare Schönheiten umfassen und vermöge ihrer Eindrücke eine erlebte und prächtige Poesie hervorbringen können. Aber der bestige Wogendrang, der in den verflohenen Jahren in seiner Wuth jeden Kultus, jeden Glauben umzustürzen drohte, flieht jetzt, noch eben so stürmisch, zurück und führt die Empfindungen und Bestrebungen wieder zur Religion. Daher trägt man gegenwärtig kein Bedenken, zu behaupten, die Poesie sey wesentlich religiös, müsse, wie ein lebendiger Baum, erwachsen aus den Wurzeln der göttlichen Offenbarung und gebe notwendigerweise ein, wenn sie ihre Begeisterung nicht einzig und allein aus dem Glauben ziehe. Ja, man geht noch weiter und verläßt im Voraus, daß eine Zeit kommen werde, in welcher „eine geistige, erhabene Poesie der Wahrheit hervorgehen und in irdischem Gewande auch die Ueberlieferungen der Ewigkeit, das Wort der Seele, in symbolischer Hülle der geistigen Welt, darstellen werde.“ — Diese dunkeln und ganz eigentlich räthselhaften Redensarten aber drücken nur die Gedanken derer aus, die, unzufrieden mit dem Leben und zornig wider ihr Schicksal, die Poesie von den Wirklichkeiten der Erde trennen und mit ihren eigenen transcendentalen Speculationen in eine ideale Welt erheben, wo sie dieselbe in den Mythen der Heubheit, der Ewigkeit und des Unendlichen umherfaheln lassen; so daß denn eine ascetische betrachtende Poesie zu uns berniedersteigt, die wohl mit der Gemüthsart der jenseit der Berge wohnenden, zum tiefen Nachdenken so geneigten Völker sich vertragen mag, untern glühenden Gemüthern aber trocken, farblos, unfruchtbar, ohne Zusammenhang mit der Vergangenheit, ohne Einfluß auf die Zukunft erscheinen muß. Sebäte der Himmel indes, daß wir hiermit unerbittlich gegen die Religion gesprochen haben, oder deren Ansehen und Wirkksamkeit auch nur um ein einziges Nadelspitzen hätten schmälern wollen! Im Gegentheil, wir glauben, daß die Mitwirkung der Religion in der Poesie von außerordentlicher Wichtigkeit ist, sowohl für die Zwecke der Moral, als auch für die der Kunst. Aber wir glauben auch, daß diese Mitwirkung ihre Grenzen haben müsse, da ja Allen in der bewundernswürdigen Anordnung des Universums sein Platz, seine Zeit, sein Maß zugetheilt ist, und im innigsten Bewußtseyn haben wir die Ueberzeugung, daß es für die Größe und Macht der Religion nicht notwendig sey, daß die Literatur in eine theologische Schule, die Literaten in Missionarien sich verwandeln. — Eben dasselbe Urtheil kann nun auch auf die Philosophie angewandt werden. Erklären doch die Befenner der neuen Schule ganz offen, daß sie mit ihrer Lehre dahin streben, eine Verschmelzung der Poesie mit der Philosophie zu bewirken, eine Verschmelzung, die wir aber für eine nicht sowohl schwierige, als vielmehr ganz unausführbare Unternehmung ansehen. Denn der Verstand und der Wille sind zwei verschiedene Fähigkeiten oder Geschicklichkeiten, in die Seele gelegt, damit diese zu gleicher Zeit Verstandniß, um das Gute zu erkennen, und freie Wahl, es zu üben, habe. Jener faßt auf, vergleicht, erwägt, urtheilt; dieser empfindet, will, schreitet zur Handlung. Jener räth, regelt, zügelt; dieser geräth in Bewegung, beäugt sich, bricht hervor. Beide vereinigt, aber jedoch mit einander nicht im Einklange, erregen den bedäunghen Kampf, der die unsterbliche Seele gemahnt, ihre Fittige nach dem Himmel, als nach einer Zustichensläute der Ruhe und Raft, auszubereiten: ein Kampf, den vielleicht auch der göttliche Platon darstellen gewollt, in dem Wilde der beiden an den Wagen der Seele an-

gespannten Rosse, von denen das eine sich zum Himmel schwingt, das andere an der Erde sich hinschleppt, was sicher auch Veranlassung gegeben zu jener Lehre von den beiden Genien, des Guten und des Bösen, die dann so vielfach sinnbildlich dargestellt worden von den Ealdäern, Persern, Aegyptern, Griechen, Indiern und selbst von den Amerikanern. Nun aber ist ja der Verstand, von der Vernunft geleitet, Philosophie, der Wille aber, von der Schönheit bewegt, Poesie, und somit auch klar, daß diese beiden Disziplinen sich wechselweise nützen und unterstützen können. Es kann die Philosophie der Poesie heilsame Rathschläge erteilen, wie der Verstand dem Herzen dergleichen giebt, und sie, den wahren Interessen der Moral und Politik gemäß, zum Vorschreiten bringen; und es kann die Poesie dagegen die Philosophie angenehmer machen und ihr, durch Hinwegräumung der lästigen Trockenheit, der häufigen Dunkelheit und der ärgerlichen Armseligkeit ihrer Lehren, die verborgenen Zugänge öffnen. Beide Naturen aber mit einander zusammenschmelzen und vermengen wollen, erscheint uns als ein Gedanke, der in die eiteln Utopien unserer Tage zu verweisen ist. Denn wollte die Philosophie poetisiren, so würden sich ja Platon's Träume und des Cartesianus Märchen erneuern, und wollte die Poesie philosophiren, so würde sie matt, farblos, eiskalt werden; der philosophische Geist, überallhin seine Begriffe, seine Abstractionen mitbringend, müßte ja alle jene Ideale, jene Gesichte, jene glänzenden und lieblichen Bilder, die sie mit so schönen Blüthen schmückte, auf- und davonjagen.

Ferner glauben wir, daß die Literatur eine besondere Achtbarkeit auf die Wörter verwenden und dahin streben müsse, deren Bedeutung hinlänglich festzustellen und dem Mißbrauche derselben abzuwehren. Ganz vorzüglich ist dies in unseren Tagen, da die Speculationen und Abstractionen so sehr vorwalten, eine der wichtigsten Pflichten, von deren Erfüllung nichts Geringeres als die Richtigkeit der Gedanken, die Wahrheit der Empfindungen, der Dingen der menschlichen Handlungen abhängig werden kann. Denn die allgemeinen Begriffe und die Abstractionen sind Komplexe einfacher Ideen, die man in eine Idee zusammengefaßt hat, wie auch die Elemente zu einer einzigen Substanz sich vereinigen; und diese zusammengesetzte Idee gewinnt ja nur durch die Thätigkeit des Geistes, der sie in sich aussagt, oder durch das Wort, das sie ausdrückt und aufbewahrt, Daseyn. Nun kann also nur die genaue, bis in das Kleinste gehende, individuelle Kenntniß der einfachen, unter einem Worte zusammengefaßten Ideen den Werth und die Bedeutung dieses Wortes richtig verleiten und bestimmen. Dergleichen elementare und primitive Ideen wechseln aber beständig und überall, denn die Zusammenstellungen der reinen Vernunft oder die allgemeinen Begriffe werden durch jede Zeit, jeden Ort, jede eingeführte oder abgeschaffte Gewohnheit, jede politische, ökonomische oder moralische Neuerung um eine Idee vermehrt oder vermindert.

Endlich sind wir noch der Meinung, daß die Literatur Liebe zu den Studien und gutes Einprägen jedes Gedankens lehren müsse, daß man ohne lange und gründliche Studien in keiner Wissenschaft, in keiner Disziplin zum Gipfel der Ausgezeichnetheit gelange, und daß man, wo man diesen Gipfel nicht erreicht, auch keinen dauernden, keinen ehrenden Ruf gewinnen könne. Dies aber muß am meisten gelehrt und eingeschärft werden; denn in unserer Zeit scheinen gar viele von den neuen Geisteskräften zu glauben, sie wären für die Moral-Philosophie und Wissenschaften ordentlich prädestinirt, und geben schon in einem Alter, in dem man sie kaum der Einweihung in diese Disziplinen würdig erachtet hätte, förmliche Oratel von sich und erheben sich als Richter der Vergangenheit und Propheten der Zukunft, die Schulen der Vorfahren tadelnd und vernichtend und diejenigen, welche den durch glorreiche Später bezeichneten Bahnen mit ehrfurchtvollem Vertrauen folgen, verlachend. War ja doch auch die Weisheit der Alten, aus welcher die erste Bildung entsprang, und welche fortwährend die Lehrerin der Verständigen blieb, eine Weisheit ohne Annahme. In jenen Zeiten, in denen die Schriften noch sehr selten waren, durchzogen die berühmten Weisen die Länder zur Befragung von Erinnerungen, Sammlung von Ueberlieferungen und Erklärung von Denkmälern, um den Nachkommen die Weisheit und das Beispiel einer durch ewige Sorgfalt und unermüdete Studien erworbenen Lehre zu hinterlassen. Aber weil unsere Jugend auch diesem nützlichen Beispiele folgen kann, braucht man doch weder ihr die Vergangenheit zu entziehen, noch die Einsicht der Alten zu verwerfen, als wäre sie unzureichend für die großen Bedürfnisse unserer Zeit und nicht angemessen den großen Weltverhältnissen, an denen die Menschheit gegenwärtig leidet. Im Gegentheil, man muß der Jugend unbedingt das ganze große Feld, auf dem sie hochachten und lernen kann, offen und so, daß sie sich nach demselben sehne, zeigen. Von dem unmerklichen Punkte aus, in welchem die Gegenwart besteht, hingestellt zwischen einer Vergangenheit, die man vernichten will, und einer Zukunft, die ja noch nicht da ist, können nun wohl die außerordentlichen und bevorzugten Geister in hohem Schwunge sich erheben und zu Höhen, vor ihnen noch nie erreicht, hinaufsteigen; aber die mittelmäßigen Köpfe, die ja so zahlreich sind und doch auch dazu bestimmt scheinen, mit rechter Ausdauer für die bürgerliche und politische Ordnung der Staaten, für die Fortschritte der Bildung, für die individuelle Glückseligkeit nützlich mitzuwirken, werden zu einer neugierigen Unthätigkeit verdammt oder einer sicheren Gefahr ausgesetzt seyn, indem sie ja weder die Kräfte, jenen neuen Wissenschaften nachzueifern, noch Licht, noch Leitung haben, die sie auf den Bahnen der Alten führen könnten. Und wäre auch die antike Literatur jetzt reaktet und den Fortschritten oder den Bedürfnissen unserer Zeit nicht entsprechend, so würde es doch ganz sicher ein irriger und unvorsichtiger Rathschlag seyn, die Jugend davon abzuhalten, der Erforschung ihres Ursprungs und ihrer Prinzipien, des Erlernens ihrer Ausprüche, um deren Schönheit verstehen zu können, sich zu befleißigen. Denn das Anstellen einer sorgfältigen Untersuchung in dieser reichhaltigen Vorrathskammer von Lehren und Mustern erzeugt ja notwendig die

Gewohnheit des Studirens, und diese Gewohnheit bringt wieder die des Nachdenkens, des Vergleichens, des Ueberlegens und die, alle Verstandes-Fähigkeiten in einer fortwährenden und so sehr dienlichen Übung zu erhalten, mit sich und lehrt zugleich Bescheidenheit; denn das, was man lernt, erscheint immer als ein Nichts im Vergleich mit dem, was noch zu erlernen übrig bleibt; und das Studium, je weiter es sich ausbreitet, desto mehr offenbart es die Grenzen, innerhalb deren der menschliche Geist eingeschlossen bleiben muß. Andererseits würde aber auch die Richtung des Geistes auf dergleichen Studien uns keineswegs aus einem durch Civilisation und Eleganz blühenden Jahrhundert etwa in ein ungebildetes, barbarisches führen, sondern vielmehr bald nach Griechenland, wo wir alle Einrichtungen, alle Denkmäler in dem einzigen Ziele sich begegnen sehen: in dem Menschen das Gefühl der eigenen Würde, welches das Prinzip aller Tugend und Kraft ist, zu stärken und zu vervollkommen, und bald nach Latium, wo ein ungeheures und vielleicht einziges Bild, die Majestät eines die Welt beherrschenden Volkes, vor unsere Augen tritt. Auf diese Weise würden sich unsere Studien auch nicht in fremde Literaturen, die mit der unseren nicht assimilirt werden könnten, versteigen; denn Latium ist ja unser Land; und die zweiten Italiäner, die den ersten, von Rom aus einen so großen Theil der Erde beherrschenden, gefolgt sind, finden dort noch dieselbe Sonne, denselben Himmel, dieselbe Luft, kurz alle die physischen Umstände, die der Poesie ein eigenthümliches und klar ausgeprägtes Gepräge und einen besonderen Charakter verleihen. Griechenland aber war das Vorbild Italiens.

Zu allem diesem wollen wir nur noch das hinzufügen: daß die Werte der Lateiner, noch mehr aber der Griechen, in der Architektur, Skulptur und, so weit die Gewalt der Zeit es gestattet, auch in der Malerei, bei den Schulen nicht sowohl Bewunderung, als vielmehr eine wahre Verehrung genossen, und daß durch diese die auf Abwege gerathenen oder verderbten Künste zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückgerufen worden sind. Auch eilen die Künstler ja von allen Seiten herbei, aus der Anschauung derselben Gesetze und Begeisterung zu ziehen, und betheuern laut und wiederholt, daß sie, fern von diesen, ein Bild weder ersinnen, noch entwerfen, noch ausführen können. Nun aber wüßten wir doch wahrlich weder, warum den Wissenschaften das Recht genommen werden sollte, das man den Künsten zugesetzt, da doch jene, wie diese, Theile einer und derselben Bildung ausmachen; noch, inwiefern die Formen, die in den Künsten für Zeugnisse besonderer Vortrefflichkeit, ja fast für Muster an Vollkommenheit erachtet werden, in den Wissenschaften, von denen sie doch ganz nach derselben Schönheit gebildet, und auf denselben Beobachtungen begründet worden sind, für altes Ueberbleibsel, verdorrene Waare, ja für wenig Mehr als Unrath gelten sollen.

Also: die Gedanken, die Studien, die Doktrinen unserer neuen literarischen Schulen auf eine kräftige und wirksame Einheit zurückzuführen, — das Einschreiten der Religion und Philosophie in den Wissenschaften dergestalt zu mähdigen, daß diese Disziplinen sich gegenseitig unterstützen können, ohne jedoch zu verlangen, daß die Poesie wesentlich religiös seyn und eine Verschmelzung der Philosophie mit ihr vorgenommen werden solle, — den Wörtern einen richtigen Werth und eine genaue und sichere Bedeutung zu geben und somit zu bewirken, daß die Sprache ein Mittel zur Eintracht werde, anstatt einen Beweggrund und eine Gelegenheit zu Streitigkeiten abzugeben, — endlich, in den jungen Geistern, durch Zurückführung derselben zu der alten Verehrung der antiken Meister, damit sie in den Werken derselben reichen Stoff und würdige Gegenstände für ein emsiges und förderndes Studium finden, die Liebe zu den Studien wiederzuerwecken: dies sind, nach unserer Meinung, die Hauptpflichten der gegenwärtigen Italiänischen Literatur und die Wege, auf welchen sie zu größerer Vollendung gelangen kann.

Girolamo Benazjo.

Bibliographie.

- I preludi poetici. — Poetische Versuche von G. B. Giorgini. — Lucca.
 Sull' interdizioni Israelitiche. (Ueber den politischen Zustand der Juden in Italien.) Von Dr. Carlo Cattaneo. — Mailand.
 Lucrezia degli Obizzi. — Historische Erzählung von Carlo Leoni. — Mailand.
 Epistole di Fr. Petrarca. (Italiänische Uebersetzung von Petrarca's lateinischen Briefen.) Von Ferd. Ranalli. — Mailand.
 Le antiche lapidi del Museo di Este illustrate. (Abbildungen der antiken Steine im Museum Este.) — Padua.
 Commento alle pandelle. — (Voet's, Professors in Leiden, Commentar zu den Pandekten. Zum ersten Male in Italiänischer Bearbeitung.) — Venedig.
 Della socialita della legge Mosaiica. — Rede des Professors Lelio della Torre im Rabbiner-Institut zu Padua. — Padua.
 Ulrico e Lida. — Erzählung von Tommaso Grossi. In sechs Gesängen und in Ottave-Rime. — Mailand.

T ü r k e i.

Die Türken im heutigen Konstantinopel.

Die Türken sind die zahlreichsten Bewohner Konstantinopels; von den 600.000 Menschen dieser Hauptstadt mögen wohl zwei Drittheile Muhammedaner seyn.

Die Türken von Konstantinopel sind die Nachkommen derer, welche unter Muhammed II. die Stadt eroberten; doch haben sich auch Türken aus anderen Theilen des Reiches und Mauten, die aus Spanien vertrieben worden, in Konstantinopel angesiedelt und mit den Ererbtern vermischt.

Der Türke ist im Allgemeinen verständig, enthalten, fromm, brav und mildthätig; aber daneben auch stolz, unwissend und oft fanatisch. Kaltblütig und leidenschaftlos im Alltagsleben, zeigt er, wenn man ihn reizt, die Wuth eines Tigers. Einige seiner moralischen Gebrechen hängen mit seiner bürgerlichen Existenz zusammen, andere darf man von den wilden Sitten seiner Vorfahren herleiten. Der häufige Verkehr mit Europäern macht ihn zwar geschmeidiger und äußerlich humaner, doch schadet er oft seinem inneren Menschen.

Die Civilisation der Hauptstadt war bis in die neuere Zeit ein Gemisch Asiatischer und mittelalterlich-Griechischer Elemente; die Bedürfnisse waren gering und der Luxus barbarisch. Man legte seinen materiellen Reichthum unbehülflich zur Schau und kümmerte sich wenig um schöne Mannigfaltigkeit der Formen. Dennoch hat die Türkische Nation in ihrer Art viele sehr geschickte und talentvolle Künstler und Wertmeister hervorgebracht.

Man findet in Konstantinopel Blumen-Maler, deren Arbeiten wegen der Zartheit der Zeichnung und der hohen Vollendung des Colorits in Staunen setzen. Ihre Skulpturen in Holz, ihre Arabesken, Gitterwerke und Marmor-Arbeiten verdienen großes Lob, und die Schiffbauer der Türken sind unübertrefflich; dies beweisen die Kaik's auf dem Bosphorus, deren Leichtigkeit, Solidität, Zierlichkeit und Schnelligkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Unter den Erzeugnissen der Türkischen Industrie verdienen besonders ihre Seiden- und Baumwollen-Zeuge, ihre Goldstoffe, Sammete und Linnen rühmliche Erwähnung. Die Türken würden ohne Zweifel in jeder Europäischen Kunst Fortschritte machen, wenn ihre Religion sie nicht im Studium der Delfines beschränkte und wenn die Regierung nicht allen Wettstreit ersükte.

Ein Fremder hatte in Konstantinopel ein Stück Land zu einem Garten angekauft und wollte dasselbe bearbeiten; aber die Zünfte der Gärtner reichte sogleich eine Supplik an die Regierung ein, worin sie vorstellte, daß, wenn man eine Konkurrenz erlaube, der Gärtner-Lohn zu niedrig würde. Man fand ihre Bitte gerecht, und der neue Garten wurde nicht angebaut.

Ein Kaufmann wollte eine Quantität Seiden- und Goldstoffe, die in Konstantinopel fabrizirt waren, exportiren; aber der Zoll-Beamte machte ihm begreiflich, er könne die Ausfuhr dieser ganzen Quantität nicht verstaten, weil die Stoffe dadurch im Preise steigen könnten. — Es gab früher zwei Kaikun-Fabriken in der Hauptstadt; damit aber keine Konkurrenz zwischen beiden entstände, wurde beschlossen, daß sie in zwei verschiedenen Genres arbeiten sollten.

Die Türken sind die reichlichste von allen Nationen der Hauptstadt. In den höheren Kreisen der Gesellschaft findet man zwar denselben Ehrgeiz und dieselbe Intriguensucht, wie im civilisirten Europa — oft sogar ohne die Hülle der Konvenienz, die so gebäufige Fehler in Europa leidlicher macht — aber es giebt auch hier, wie anderwärts, ehrenvolle Ausnahmen, und wir haben edle Charaktere bewundert, deren hohe Redlichkeit das Glück zu beherrschen wußte. In den Mittelständen, unter dem Volke muß man den Charakter der Nation kennen lernen: ein Türke, dem Du Dich anvertraut hast, wird Dich selten verrathen; er wird seinem Versprechen treu bleiben und alle krumme Wege vermeiden. Das Unrecht, das er Dir zusügt, ist mehr eine Explosion der Leidenschaft, als ein Ergebnis schlauer Berechnung.

Man verläßt in Konstantinopel vor Sonnenaufgang sein Lager, und mit dem Anbruch der Morgensübhe begiebt sich Jeder still an sein Tagewerk. Eine Tasse Kaffee oder gewürzter Salep's und ein Stück schlecht gebackenen Kuchens sind das Frühstück des Bürgers von Konstantinopel. Kurz vor Mittag hält er seine Mahlzeit, die aus Reis und Hammelfleisch oder gesalznen Fischen und Obst zu bestehen pflegt. Er isst wenig und sehr rasch; sein Getränk ist klares Brunnenwasser. Nach dieser frugalen Mahlzeit geht er in die Moschee oder verrichtet sein Gebet zu Hause.

Am die Mitte des Nachmittags, in der Zeit, die man *Yindi* nennt, findet das Gebet vor Sonnenuntergang statt. Dann ist der Tag vorüber; die Bürcans und Tribunale, die Kafas und Werkstätten werden geschlossen, und Jeder zieht sich in sein Haus zurück.

In schönen Sommer-Abenden wimmelt es auf dem Bosphorus und im Hafen von Fahrzeugen jeder Art; eine unzählbare Menschenmenge tummelt sich auf dem prächtigen Wasserfestel. Die mannigfachen malerischen Trachten, der seltene, aber belle Ton christlicher Abendglocken, der Arabische Gesang der *Mueffin's* von den Minarets, die silberbesten Wegen des Bosphorus, der schwindende Sonnenstrahl, der den Gipfel des Olympos noch einmal rötlet, die majestätischen Dompfeln und das zauberische Geln der Baumgruppen und Cypressen-Wäldchen — alle diese Scenen bilden ein harmonisches Ganze, das vielleicht kaum auf Erden seines gleichen hat. Nachläßt in seinem Kaik ausgestreckt, raucht der Muselman seine lange Pfeife, und neben ihm liegen Wirtschaft's-Bedürfnisse, die er mit nach Hause bringt, als Fische, Fleisch, saure Milch (*Joghurt*) u. dgl. Das Abendessen ist die vornehmste Mahlzeit, doch immer frugal. Hat der Türke zu Abend gespeist, so besucht er etwa noch ein Kaffeehaus. Die Kaffeehäuser sind eine Art Casino's; hier trinkt man für einen Para eine Tasse Kaffee, raucht seine Pfeife und konversirt mit feierlichem Ernste über Materien von jeder Art. Die Kraft und Harmonie der Türkischen Sprache giebt diesen Unterhaltungen ihren eigenthümlichen Reiz.

Man spielt in den Kaffeehäusern Trilrat und Schach, aber niemals Karten, auch trinkt man keine geistige Getränke; gewürzter Salep und gefrorener Sorbet werden als Erfrischungen gereicht. Die Gäste sitzen auf Estraden, die, mit Matten oder Teppichen überdeckt, an den Wänden entlang sich befinden, oder auf sehr niedrigen Stühlen ohne Lehne (*Kesemle*), von denen ein Theil am Eingang des Kaffeehauses steht. Ueber dem Eingang wölbt sich eine große Laube. Mancher Müßiggänger bringt den ganzen Tag im Kaffeehaus zu; er muß sich aber hüten, viel von Politik zu schwätzen, da die Regierung solche Diskussionen nicht duldet.

Die Resignation, welche der Türke im Unglück zeigt, beruht auf seinen religiösen Ansichten. Er glaubt nicht an eine blinde Nothwendigkeit, sondern an göttliche Vorherbestimmung. Diese Ueberzeugung verleiht ihm einen gewissen Stolz, der dem Muhammedaner überhaupt eigen ist; er glaubt von einem himmlischen Lichte erleuchtet zu seyn, dessen die Andersgläubigen entbehren müssen. Sein Fanatismus macht ihn ungerecht und grausam; er gestattet aber dem Raja die ruhige Ausübung seiner Religion, so lange dieser ihm gutwillig den Tribut entrichtet. Die Capitulation Jerusalems unter dem Chalifen Omar ist der Typus aller Verhandlungen mit besiegten Christen geworden.

Das Uebergewicht der Russen im Orient hat die Türken dahin gebracht, daß sie sich wenigstens nicht mehr für die erste aller Nationen halten. Auch Sultan Mahmud's neue Einrichtungen sind der Toleranz sehr günstig geworden. Unter dem Generalstabe der neuen Truppen, bei vielen Groß-Würdenträgern und am Hofe selbst ist der Islam nur noch etwas Neckerliches, während andere Muhammedaner das Gute in jeder Religion schätzen, ohne deshalb ihrem Glauben untreu zu werden. Was den religiösen Stolz der Türken zu Konstantinopel am empfindlichsten demüthigte, war die Einnahme von Algier, einer Stadt, die sie als ein Bollwerk des Islams zu betrachten pflegten. Wenn die Russen der Krim sich bemächtigt, die Donau überschritten, den Balkan selbst erstiegen hätten, so existirte noch, zum Troste des altgläubigen Moslim, eine jungfräuliche, von christlichen Einflüssen unberührte Stadt, wo die Religion Muhammed's unbeschränkt waltete. Die Engländer herrschten in Bagdad; Europäische Art und Sitte drang in Aegypten ein; Mekka selbst hatte den lecherischen Wobabiten einmal unterliegen müssen — Algier allein war noch das „unbesiegte Haus des heiligen Kampfes“ (Dar-ul-Dschihad), wie die Araber es nannten. Auch verbreitete die Nachricht von seinem endlichen Falle große Bestürzung und Entmuthigung unter den frommen Moslimen aller Gegenden.

Der Türke hat treffliche Anlagen zum Soldaten: er ist nervig, zu allen Leibes-Übungen geschickt, tapfer im Streite, gehorsam und gegen Strapazen wenig empfindlich. Ein Französischer Offizier, Herr Gaillard, hat die ersten regulären Truppen des Sultans gebildet und organisiert noch immer neue Regimenter. Eine zahlreiche junge Mannschaft, der vielleicht niemals Europäische Musik zu Ohren gekommen war, ist durch die Bemühungen des Piemontesers Donizetti so weit getrieben, daß sie jetzt vollständige Cöde geschickter Spielleute bildet.

Was aber den Fortschritten der Civilisation im Osmanischen Reiche unbezweifelnd mächtig entgegenwirkt, ist der Umstand, daß die Pforte keinen Ausländer in ihre inneren Angelegenheiten einweicht. Nur Muselmänner erhalten militärische Kommando's; der Französischer, Britische oder Deutsche Offizier gilt für einen bloßen militärischen Lehrer, den man besoldet; der Sultan giebt solchen Instruktoren öfter Zeichen seines Wohlwollens; allein sie würden in viel größerer Achtung stehen, wenn man ihnen wirkliche Befehlshaberstellen übertrüge. Auch hätten die Türkischen Offiziere in diesem Falle weit nützlichere Vorbilder.

Der Türke reist wenig und besucht niemals ein Europäisches Land, es sey denn, daß er zu einer Gesandtschaft gehörte. Die Väter von Konstantinopel verlassen ihre Hauptstadt selbst zu mercantilen Zwecken nur selten, oder sie besuchen höchstens die Küsten des Schwarzen Meeres.

Die Ererblichkeiten der Türken sind weder mannigfaltig, noch geräuschvoll. An schönen Sommertagen sieht man den Muselman unter lässigen Lauben, in der Nähe eines Springbrunnens, oder am Ufer des Bosporus fast unbeweglich sitzen und seine lange Pfeife rauchen. Man glaube aber ja nicht, daß er gedankenlos dasitzt: die Reflexion ist bei dem Türken immer thätig, er brütet still über die Zukunft, und bei dem Dampfe des Tschibuk reist mancher großartige Plan. Es ist eine höchst merkwürdige Thatsache, daß Türken, die aus einer niedrigen Stellung im Leben unerblich zu hohen Ämtern befördert wurden, dem ungewohnten Berufe fast ohne Ausnahme sich gewachsen zeigten.

Die vornehmen Türken lieben schöne Pferde; doch sieht man jetzt weniger Pferde in Konstantinopel, seitdem der Sultan das Beispiel großer Einfachheit in seinem kaiserlichen Hofhalt gegeben hat. Auch die ungeheuer zahlreichen Dienerschaften sind bedeutend reduziert worden.

Es giebt in Konstantinopel eine große Menge öffentlicher Schulen, die zum Theil fromme Stiftungen sind; auch können die Kinder aller Stände lesen und schreiben. Bei mehreren kaiserlichen Moscheen befindet sich eine höhere Lehr-Anstalt, wo Männer der Religion und des Gesetzes gebildet werden. Schon vor Mahmud bestand eine mathematische Schule, und der regierende Sultan hat ein chirurgisches Kollegium gestiftet, an dessen Spitze Europäische Wundärzte stehen. Beide Einrichtungen haben guten Fortgang. Die Türken zeigen überhaupt große Lernbegierde; möchten nur ihre Studien so geleitet werden, daß sie nicht bloß mit den Formen, sondern auch mit dem Geiste der Europäischen Kultur inniger sich befreunden lernten!

Da wir eben von öffentlichen Anstalten reden, so sey auch der nächtlichen Feuerwachen in Konstantinopel Erwähnung gethan. Es giebt hier drei hohe Thürme, von denen einer im Mittelpunkte der Stadt, ein zweiter im Serai und der dritte in Galata steht. Auf diesen Thürmen befinden sich Feuerwachen. Sobald eine Feuersbrunst ausbricht, werden die benachbarten Hauptwachen davon in Kenntniß gesetzt; starke Patrouillen ziehen durch die Straßen, stoßen mit ihren dicken mit Eisen beschlagenen Stäben an den Boden und schreien „Feuer!“ indem sie das Stadtviertel nennen, wo die Feuersbrunst ausgebrochen ist. Dann eilt Jeder, der etwas zu verlieren hat, dorthin und rettet, was er kann. Die sehr leicht gebauten hölzernen Häuser, deren Wände oft von Innen mit Oelfarbe bemalt sind, gerathen schnell in Brand; weht nun in solchem unglücklichen Augenblicke der Wind, so gleicht die Feuersbrunst einem Strome, den nichts aufzuhalten vermag, und erlischt nicht eher, bis sie auf ihrem Wege an ein massives Steinernes

Gebäude stößt. Es ist ein erschütterndes Schauspiel, zu sehen, wie die Leute ihr Hausgeräth auf den öffentlichen Plätzen über einander werfen, wie Frauen und Kinder flüchten, und wie man Häuser einreißt, um der fressenden Flamme ein Ziel zu setzen. Die Spritz-Pumpen thun indeß ihre Schuldigkeit, und der Zuschauer beobachtet in ängstlicher Spannung den Kampf der beiden Elemente. Aber selbst da, wo das Feuer am ärgsten wüthet, entsteht keine Verwirrung; die morgenländische Resignation macht jedes Unglück erträglicher. Der Sultan, die Minister und die Großen des Reichs kommen persönlich und ermuntern zu eifriger Hülfeleistung. Oft sah ich eine ganze Familie in geringer Entfernung von ihrem abgebrannten Hause ruhig an einem Eckstein oder auf den Stufen vor einer Moschee sitzen und hörte die Unglücklichen mit großer Ruhe „Es war Gottes Wille“ sagen.

Der Sultan wird bei solchen Gelegenheiten auf eine sonderbare Weise geweckt; eine der Frauen, welche der inneren Wache seiner Gemächer vorstehen, tritt mit einer großen angezündeten Laterne aus rothem Zeuge ins Zimmer, ohne ein Wort zu reden; aber das Geräusch, das man vorzüglich beim Oeffnen der Thüre macht, weckt Seine Hoheit aus dem Schlafe. Der Sultan läßt sich sogleich die Details der Feuersbrunst melden und reitet im Nothfalle selbst nach der Brandstätte.

Mit den Muselmännern lebt in Konstantinopel eine Menschenklasse, die, ihrer Stellung nach, in unserer Gesellschaft nichts Analoges hat — es sind dies die Sklaven. Man denke hier nicht an eine Sklaverei, wie sie in den Amerikanischen Kolonien besteht; der Türke hält den Stand eines Sklaven nicht für schimpflich, sondern für die unterste Stufe der socialen Leiter, von der man bald sich erheben kann.

Die Muselmänner lassen ihre Sklaven in den Vorschriften des Korans unterweisen; stirbt der Sklave, noch ehe er zum Islam bekehrt ist, so wird er in eine Matte gewickelt, auf ein Brett gelegt und an der ersten besten Stelle begraben. Kein in Konstantinopel wohnender Christ darf Sklaven kaufen oder bei sich unterhalten, nur den Franken gestattet man zuweilen leibeigene Knecht.

Viele Muselmänner aus den Provinzen kommen nach Konstantinopel, um daselbst durch ihre Industrie Geld zu erwerben. Die Türkischen Lastträger rekrutiren sich gewöhnlich unter den Lasen, einem wilden Volke, das einen Küstenstrich des Schwarzen Meeres am Fuße des Kaukasus bewohnt. Diese Lasen sind störrisch, brutal und schwer an Gehorsam zu gewöhnen. Auch viele Kurden lockt die Aussicht auf guten Erwerb nach der Hauptstadt; dieses athletische Volk gilt für ehrlich, ist aber sonst nicht viel gestitteter, als die Lasen. Die Barbaren aus Tripolis, und noch mehr die aus Tunis, sind ein friedlicher Menschenschlag, und gelten für geschickte Handelsleute. Den Arabern aus Syrien, die übrigens nicht eben zahlreich sind, wirft man Betrug und Gaunerei vor, welche Laster der übrigen muhammedanischen Bevölkerung Konstantinopels völlig fremd sind. (Bibliothèque Universelle.)

Mannigfaltiges.

— Nachdruck in Nord-Amerika. Das Hinweisen auf die Pflicht, den Nachdruck zu vernichten, ist jetzt auch das Carthaginam esse delendam der geachteteren Amerikanischen Presse. Das vorletzte Heft der North-American Review macht bei Erwähnung einer in den Vereinigten Staaten erschienenen Ausgabe von Silvio Pellico neuerdings auf die Nothwendigkeit aufmerksam, auch ausländischen Schriftstellern auf ihr Gesuch Schutz gegen den Nachdruck zu verleihen. „Ein Amerikanischer Buchhändler“, sagt das gebachte Blatt, „wird jetzt kein Narr seyn, einem inländischen Autor ein angemessenes Honorar für ein Werk zu bezahlen, dessen Absatz obendrein noch zweifelhaft ist, während er für gar nichts das neueste Werk eines populären Englischen Schriftstellers erhalten kann, von dem er sicher ist, eine Auflage zu verkaufen.“ — Hieraus geht natürlich für Nord-Amerika eben so wie für das ähnlich konstituirte Belgien die Konsequenz hervor, daß es zu keiner eigenen Literatur gelangen kann. „In unserem ganzen Lande“, fährt der Reviewer fort, „giebt es kaum ein Duzend berühmter Leute, deren Schriften von den Verlegern honorirt werden. Aber es möchte weniger zu untersuchen seyn, wie viele Schriftsteller Honorar bekommen, als wie viele kein solches erlangen können, und welche große Zahl talentvoller Männer sich durch diesen Umstand überhaupt zurückhalten läßt, ihre Zeit der Förderung literarischer Zwecke zu widmen. Ja, wer hat auch nur gehört, daß ein Amerikanischer Verleger jemals ein Manuscript gelesen habe? Ein anderer Nachtheil, der aus dem jetzigen Stand der Dinge entspringt, ist, daß das Land mit den schlechtesten und inkorrektesten Ausgaben überschwemmt wird. Wenn ein Englischer Schriftsteller, Bulwer oder Marryat z. B., einen Roman erscheinen läßt — gleich sind unsere Nachdrucker hinterher, und damit sie nun die Ersten auf dem Marke seyen, muß die ganze Prozedur mit der größten Eile vor sich gehen. Der Konkurrenz wegen muß das Buch auch recht wohlfeil seyn und erscheint daher in schlechtesten Gewande, oft auf Bispapier, so daß nach fünf oder sechs Jahren von dem Buche gar kein Gebrauch mehr zu machen ist und jede ordentliche Bibliothek sich schämen muß, es in ihrer Sammlung zu besitzen. Man kann sich übrigens auch denken, daß, da es der Geschmack unserer Nachdrucker ist, der in der Regel die Auswahl trifft, wir gerade mit werthvolleren und wissenschaftlichen Werken am schlechtesten versehen sind. Das Begehren der Menge leitet ihre Unternehmungen, und so muß oft derjenige, der nicht zu dieser Menge gehört, auf die Befriedigung seines Bedarfs ganz verzichten, da aus England nur wenig Originalwerke nach Amerika jetzt kommen und wissenschaftliche Männer in Amerika für unsere Druckereien nicht beschäftigt sind.“ — In Belgien und in der Schweiz möge man aus dieser Darstellung eine Nuß-Anwendung ziehen.